



Niederdeutsches Heimatblatt



Nr. 64

Mitteilungsblatt der Männer vom Morgenstern
Heimathund an Elb- und Wesermündung, z. B.

April 1955

Oldenburgische Handschrift des Sachsenspiegels

Des Hiltgen Geistes Minne
de stärke mine Sinne.

(Vorrede zum Sachsenspiegel.)

In der Stadt Oldenburg gibt es eine Eike-von-Repkow-Straße. Wer war der Träger dieses Namens? Und warum ehrte man in Oldenburg den Mann? Auf beide Fragen soll dieser Aufsatz Antwort geben, zumal Rasteder Beziehungen zu ihm und seinem Werk hat.

Eike von Repkow schrieb den Sachsenspiegel, ein großes Rechtswerk. Der Sachsenspiegel ist eigentlich eine Sammlung von Bestimmungen des mittelalterlichen Gewohnheitsrechts. Seit zwanzig Menschenaltern ist die Nachwirkung dieses großen „Spiegels der Sachsen“ nicht abgerissen.

Spiegel der Sachsen
soll dies buch sein genannt,
denn Sachsenrecht ist hierin bekannt,
wie in einem Spiegel die Frauen
ihr antlitz beschauen!

(Reimvorrede des Sachsenspiegels.)

So klar und deutlich die Rechtsauffassung vergangener Tage aus dem Sachsenspiegel spricht, so wenig wissen wir von Herkunft, Ahnen, Geburtsort und Wohnstätte dieses großen mittelalterlichen Rechtsdenkers. Jedenfalls aber war er Sproß eines edlen Geschlechtes, das seinen Namen von seinem Stammsitz, dem heutigen Dorf Reppichau hat, das zwischen Rötten und Anhalt liegt. Über seine Persönlichkeit ist kaum mehr bekannt, als daß er etwa zwischen 1210 und 1235 als Schöffe und Rechtsberater in fürstlichen Diensten auftrat. Handelte dieser Mann im Auftrage seines Lehnsherrn, des Grafen Heuer von Falkenstein, dessen Stammburg über dem Seltetal im Harz lag? Jedenfalls schreibt er an anderer Stelle der langen Reimvorrede:

Nun danket allgemein
dem von Falkenstein,
der Graf Heuer ist genannt,
daß ins deutsche ist gewandt
dies buch auf seinen rat:
Eike von Repkow es tat.

Eike von Repkow hat den Sachsenspiegel ursprünglich in lateinischer Sprache geschrieben. Diese war für die Abfassung von Rechtsgedanken und Rechtsbegriffe ganz besonders geeignet. Die deutsche Rechtsprache dagegen war zu Eike von Repkows Zeiten noch sehr unbeholfen. Für viele Begriffe fehlte noch jedes Wort — Eike hat sich — als Laie — dann der schwierigen Aufgabe unterzogen, sich eine umfassende Kenntnis des landläufigen heimatischen Rechts zu verschaffen. Voraussetzung für die Schaffung des Sachsenspiegels war ferner eine mühevollte Sammlung und Prüfung der vielen Bestimmungen, nach denen damals Recht gesprochen wurde. Dann erst konnte er an die lateinische Abfassung des Werkes gehen. Und erst im vorgerückten Alter entschloß er sich zu der mühevollen Arbeit, den Sachsenspiegel ins Deutsche zu übertragen. Und in was für ein edles bilderreiches Deutsch! Ein Deutsch voller Anschaulichkeit und Leben!

Ein oldenburgischer Mönch ist es dann gewesen, der den aus dem Lateinischen ins Deutsche übersehten Sachsenspiegel ins Niederdeutsche, besser gesagt, ins oldenburgische Plattdeutsch übertrug. Oder anders ausgedrückt, der die Sprache von Eike von Repkow in den oldenburgischen „Tungenlag“ übersehte. Dieser Mann war der Mönch Hinrich Glosstein oder Glosstein im Benediktinerkloster zu Rastede. Er vollendete dort 1336 eine Abschrift dieser unschätzbar wertvollen Handschrift in plattdeutscher

Sprache. Diese Rasteder Handschrift ist die älteste datierte niederdeutsche Handschrift überhaupt.

Von uns heute unbekannter Hand ist sie dann reich und anschaulich illustriert worden. Leider ist die Bebilderung nicht zu Ende geführt. Viele der Bildchen sind nur erst in Umrissen angedeutet. Schaut man sich die Miniaturbildchen der Rasteder Handschrift, die heute im Besitz des Erbgroßherzogs von Oldenburg ist, an, so könnte man versucht sein, zu glauben, daß sie von einem Bauernsohn des Landes Oldenburg angefertigt seien. Genau ist z. B. wiedergegeben, wie bei uns zu Lande Wurst, Speck und Schinken mit der Gaffel von den Spielen unter dem Wiemen genommen werden, um nur ein Beispiel zu bringen. Handelte Eike von Repkow einst im 13. Jahrhundert auf Bitten seines Lehnsherrn Heuer von Falkenstein, so machte sich auch der Rasteder Benediktinermönch im Auftrage an die Arbeit. Vielleicht ist dieser Mönch Glosstein auch der Verfasser des anderen großen Rasteder Schriftentmals, nämlich der berühmten Rasteder Klosterchronik, die um 1310 niedergeschrieben und später fortgeführt wurde. Sie ist die bedeutendste Chronik zur mittelalterlichen Geschichte des Oldenburger Landes und seiner Grafen.

Hören wir nun aus berufenem Munde, was den schreibfreundigen Rasteder Mönch mit dem schönen niederdeutschen Namen veranlaßte, dieses Werk in niederdeutscher Sprache niederzuschreiben. So lesen wir in Rütthning: „Oldenburgische Geschichte 1937“, Seite 95/96:

„Graf Johann von Oldenburg starb 1344. Er scheint seine Fürsorge der Rechtspflege zugewendet haben. Nach dem Tode fast aller älteren Ritter im Lande schwand das sächsische Recht dem jüngeren Geschlechte mehr und mehr in der Erinnerung. Nun wollte es eine glückliche Fügung, daß um diese Zeit neben der Familie Glosstein auch Vertreter der Familie Buch an dem Lehnsteden in Wimmerstede, der dem Kloster Blankenburg gehörte, beteiligt waren. Glieder der Adelsfamilie Buch, deren Stammgut in der Altmart an der Elbe lag, treten schon von 1218 an bis zum Ausgange des Mittelalters im Erzstift Bremen und in den Grafschaften Hoya und Delmenhorst auf. Von ihnen sind als Zeitgenossen des in Gelehrtenkreisen bekannten Johann von Buch, der um 1325 den Sachsenspiegel Eike von Repkows mit einer Glosse des Landrechts verfaßt, nicht weniger als vier Träger des Namens Johann nachgewiesen, und zwar im Zusammenhang mit dem Namen Glosstein. So hatte Graf Johann Gelegenheit, den Sachsenspiegel kennenzulernen mit Johann von Buchs Glosse. Er ließ ihn dann von dem Rasteder Mönch Hinrich Glosstein in niederdeutscher Sprache in ein Pergamentbuch eintragen und von anderer Hand mit Bildern ausstatten.“

Hat man im Oldenburger Land nun auch das Recht nach dem Sachsenspiegel gesucht? Wahrscheinlich! Allerdings nur in den Geestgebieten des Landes, während in den friesischen Gebieten des Landes — etwa nördlich vom heutigen Conneforde, Altführden und Zaderberg beginnend — nach dem alten Landrecht des friesischen Alsegabuches gerichtet wurde.

Woher stammt denn nun der schreibfreundige Rasteder Benediktinermönch Hinrich Glosstein (auch Glossteen, Glosfen geschrieben)? 1310 haben die Glossteins Besitz in Wimmerstede bei Oldenburg. Auch 1383 tritt der Name in oldenburgischen Urkunden wieder auf. Einen genauen Hinweis über die Abstammung der Glossteins gibt die Urkunde 415 im Oldenburger Urkundenbuch, Band 4. Darin wird ein Brüderpaar erwähnt. Der eine Bruder heißt Meynhart von

Oldenesche (Altenesch), der andere nennt sich Wille Glosstein. Es wird ausdrücklich betont, daß sie Brüder sind. Sie entstammen dem Geschlechte derer von Oldenesche, das sich auch Moyleke, Moilec nannte (Nachfahren dieses Geschlechtes sind die Muzhorns). Diese waren 1234 gegen die Stedingen gezogen und nach der Katastrophe von Altenesch am 27. Mai 1234 — etwa um das Jahr 1243 mit dem Dorfe Altenesch belehnt worden. Sie nannten sich dann fortan nach ihrem neuen Besitz auch „von Oldenesche“. Sie waren als Angehörige des vom Erzbischof Gerhard II. zu Bremen aufgestellten Kreuzheeres aus dem Brabantischen gekommen, also gegen die Stedingen gezogen. Auf brabantische Herkunft deuten auch die Namen, denn Glossteen ist der geglihte, also der gebrannte Stein, und ebenso ist im Althrabantischen Moilec der Mürrisge, der Verdrießliche. Diese Herren von Moileke übten im 13. und 14. Jahrhundert lange hindurch in Stedingen Gerichtsbarkeit aus. So dürfen wir wohl mit Sicherheit annehmen, daß der Verfasser der ältest datierten niederdeutschen Handschrift zu Rastede ein Sproß dieses Geschlechtes war. Dafür sprechen auch andere Urkunden. Noch heute finden wir Glossteins als Bauern in Niederstedingen und Moorriem.

Auch Bücher und Schriftentmäler haben ihre Geschichte. Nach Auflösung des Benediktinerklosters Rastede (1529) kam die Bibliothek des Klosters Rastede und auch die des einstigen Klosters Blankenburg an den Grafen von Oldenburg. Noch später — nach dem Tode des Grafen Anton Günther (1667) — wurden die Bücherbestände dieser einstigen Klöster im Schloß zu Barel sichergestellt. Da brach am 3. Juni 1751 in Barel ein Großbrand aus, der einen großen Flügel des Schlosses in Asche legte. Die gesamte gräfliche Bibliothek ging verloren — ihr Wert wurde damals auf 10 000 Taler geschätzt. Und der Sachsenspiegel? Er wurde gerettet, weil er damals neben drei anderen wertvollen Handschriften ausgeliehen war. Der Sachsenspiegel befand sich zur Zeit des Brandes bei einem Konfistorialrat Gruben in Hannover. „Wenigstens ein Zugeständnis des grausamen Schicksals“, wie ein Chronist schrieb. Abschließend sei noch ein Verslein aus der Reimchronik des Eike von Repkow gebracht:

Ein anders merkt zu jeder frist:
daß niemandes sinn
mehr strebt dahin,
wie er den leuten allgemein,
groß und klein,
das recht so gerne beigebracht,
soweit es steht in seiner macht,
als es tut der wille mein,
des geb ich zum zeugnis dies büchelein.
Hans Wichmann

Benutzte Quellen: 1. Rütthning: Oldenburgisches Urkundenbuch, Band 4. 2. Rütthning: Oldenburgische Geschichte. 1937. 3. Pirich, Hans Christoph: Der Sachsenspiegel. (Landrecht.) Walter de Gruyter & Co. Berlin 1936. 4. Lübben, A.: Der Sachsenspiegel. Landrecht und Lehnrecht nach dem Oldenburger Codex picturatus von 1336. Schulze'sche Hofbuchhandlung in Oldenburg. 5. Borchling, Conrad: Das Landrecht des Sachsenspiegels nach der Bremer Handschrift von 1342, Dortmund 1925. 6. Eckhardt, Karl August: „Sachsenspiegel, Land- und Lehnrecht.“ Hannover 1933. 7. Chronicon Rastedensis: Nied. Staatsarchiv, Oldenburg. 8. Lübbing: Oldenburgische Landesgeschichte. (Stalling, Oldenburg.)

Feldsteinkirchen stammen zumeist aus dem 12. Jahrhundert

In unserer nordwestdeutschen Heimat finden wir eine Reihe von Kirchen, die aus Feldsteinen erbaut sind, aus Findlingen, Granitblöcken. Feldsteinkirchen stehen im Kreise Wesermünde in Verhabe, Dehstedt, Dorum, Holsel, Midlum, Mulsum, Ringstedt, Wulsbüttel; und Wulsdorf dürfen wir in diesem Zusammenhange wohl auch noch anfügen. Erwähnt sei weiter aus dem angrenzenden Bezirk die St.-Viti-Klosterkirche in Zeven, die Kirche in Oldendorf (Kreis Stade) und in Bliedersdorf auf der Stader Geest. Im Oldenburgischen können genannt werden Accum, Bockhorn, Dötlingen, Hohenkirchen, Sengwarden, Silkenstede und Varel. Man kümmerte sich seither wenig um diese alten Bauten. Heinrich Ehl ließ 1926 bei Westermann in Braunschweig eine Schrift erscheinen: „Norddeutsche Feldsteinkirchen“, aber er beschäftigt sich zur Hauptsache nur mit dem Kolonisationsgebiet östlich der Elbe, also dem Strich vom südlichen Holstein, über Mecklenburg, die Uckermark bis zur Altmark, wo diese Kirchen in Fülle vorkommen und behandelt sie als Zeugen westdeutscher Kolonisation. Alles, was westlich der Elbe liegt, streift er nur flüchtig, vielleicht aus dem Grunde, weil hier ein solcher Ursprung nicht nachzuweisen war. Etwas eingehender zieht Elmar Rogge sie in den Kreis seiner Betrachtung in seinem Buche: „Einschiffte romanische Kirchen in Friesland und ihre Gestaltung“ (Schriften des Niedersächsischen Heimatbundes, Neue Folge, Band 9. Oldenburg 1943). Aber Rogge beschränkt sich auf Friesland und erfährt auch dort nicht alle.

Unsere Feldsteinkirchen stammen durchweg aus dem 12. Jahrhundert, wenige, wie etwa die Klosterkirche in Zeven, mögen älter, etliche auch noch aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammen, also aus einer Zeit, als der Backstein bei uns noch nicht allgemein bekannt war. Man war angewiesen auf den Baustoff, den die Heimat bot. Das waren die Findlinge, mit denen der Boden der Geest seit den Tagen der Eiszeit übersät war. Männer und Frauen suchten diese Steine zusammen, sammelten sie, wie sie waren, nahmen sie, wo sie lagen. Mehrfach liest man auch wohl, daß Priester die Leute veranlaßten, zu diesem „heiligen“ Zwecke die „unheiligen“ Blöcke von den Steingraben zu holen. Ein Beweis dafür läßt sich natürlich nicht erbringen. Jedenfalls war es ein leichtes, soviel Steine herbeizuschleppen als nötig waren, um eine Kirche bauen zu können.

Aus dem Steinberg wurden zunächst die großen Steine mit einer glatten Fläche herausgesucht. Sie wurden so aufgestellt, daß die Platte nach außen kam; denn es war das Bestreben, die Außenseite der Mauer möglichst eben zu machen. Fehlten glatte Steine, so mußte der Steinmetz geeignete Steine spalten. Das war ihm möglich, da er bereits Eisenteile besaß. Auch hervorstechende Spitzen wurden abgeschlagen, so daß ein dem Auge wohlgefälliges Gefüge entstand. Die rauhen, buckeligen Seiten wurden so nach innen gekehrt. Auch auf der Innenseite wurde eine Mauer aufgeschichtet, so daß ein Hohlraum entstand, der mit kleineren Steinen und Mörtel ausgefüllt wurde. Als Bindemittel benutzte man wiederum, was die Heimat bot, Lehm und Feldspat, dazu Muschelschale. Wie gewaltig solche Steinblöcke sein konnten, zeigt ein Blick nach Sillenstede (Zevenland), wo Granitsteine von 1,70 Meter Länge und 1,30 Meter Höhe vermauert wurden. So wuchtig solche Feldsteine auch waren, mit der Zeit lockerten sich die Mauern doch und mußten dann durch große Anker zusammengehalten werden. Man sieht dergleichen an vielen Kirchen, am eindrucksvollsten in dem schon erwähnten Sillenstede. Dort wirken sie wie figürlicher Schmutz.

Unsere Feldsteinkirchen, die in der Geschichte der Architektur wenig beachtet wurden, stellen Bauerkunst ganz großer Art dar. Sie sind ein überwältigender Ausdruck der unverwundlichen Kraft, die im Landvolke lebte und noch heute lebt. Diese Kunst erwuchs aus der Masse, kam von unten herauf und war darum wahrhaft demokratisch und volkhaft. Die Gesamtheit des Volkstums, das noch ursprünglich und stark, praktisch und packend zugleich war, schuf sie: „Es ist, als ob ein gedrungenes und stämmiges Bauerntum von konservativer Grundeinstellung zum Leben die Schwere seines sozialen Daseins auch künstlerisch nur im Stil des Romanischen auszudrücken verstanden habe, der sich mit dem Stil seiner Lebensführung deckte. Gewiß bot das derbe Material keine Möglichkeit, das feine Filigran gotischer Fialen und reicher Maßwerkkünste nachzuahmen.“ (Ehl.)

Hatten die Außentwände eine genügende Höhe erreicht, wurde eine Holzdachstuhl gezogen und ein Dach aus Stroh und Reith darüber errichtet.

Es gibt heute wohl keine Feldsteinkirche mehr, die noch ihr ursprüngliches Gesicht zeigt. Bei Ausbesserungen und Änderungen stand bereits der Backstein zur Verfügung. Es kann nicht bestimmt gesagt werden, wann sich der Backstein bei



Feldsteinkirche in Oldendorf bei Stade

uns einbürgerte und woher er kam. Annahme steht einstweilen gegen Annahme. Die größte Wahrscheinlichkeit spricht m. E. dafür, daß er über Holland zu uns kam. Die Holländer mögen den Ziegelbrand in der Lombardei kennengelernt haben. Sie übermittelten ihn uns wie den Seibau. Holländische Mönche wandten ihn erstmalig in unserem Nordwesten an, als sie zu Beginn des 13. Jahrhunderts das Kloster in Hude bauten, das heute nur noch als Ruine da steht, aber von einer großen Schönheit zeugt. Daß holländischer Einfluß vorliegt, zeigt ein Blick nach Ostfriesland. Dort stehen im Westen, also nahe der holländischen Grenze, die gewaltigen Backsteinkirchen in Marienhofe, Engerhofe, Ofeel, Bilsun, die ziemlich zur gleichen Zeit entstanden, als im Osten Ostfrieslands auf der Geest, in Midbels, Afel, Marx noch Feldsteinkirchen errichtet wurden. Nun kann

man freilich nicht streng scheiden und sagen, die Feldsteinkirchen sind älter und die Backsteinkirchen jünger. Beachtlich scheint mir ein Einwurf, den Karl Woebden machte, wenn er meint, daß ärmere Gemeinden noch am Feldstein festhielten, als der Backstein schon bekannt war, eben weil er billig war, nämlich nur die Arbeit kostete, und die verrichteten die Gemeindeglieder umsonst.

Mit dem Backstein wurde es möglich, Gewölberippen zu ziehen und somit die Kirche einzuwölben, wie es denn auch vielfach geschah. Man versuchte, auch reiches Maßwerk nachzuahmen. Aber es gibt wohl keine Feldsteinkirche, die nicht mit Backsteinen ausgebessert wurde, wenn sich Risse oder andere Schäden zeigten. Fenster und Türen ließen sich durch Ziegelsteine besser einfügen als mit Granitsteinen. Hier wurde aber auch schon früh Sandstein angewandt. D. Steilen

Osterfeuer - mittelalterliches Brauchtum

Schon während der vorösterlichen Fastenzeit steht den Jungen in Land Wursten der Gedanke an das kommende Osterfeuer im Sinn. Werden sie wieder so reich mit Stroh oder Busch oder gar einer Leertonne bedacht werden wie letztes Jahr? Werden sich wieder die Jungen vom Dorf zum Sammeln zusammenfinden? Noch ziehen in dieser Zeit kleine Trupps von ihnen von Hof zu Hof durch die Marsch; sie schieben eine Karre vor sich oder ziehen einen Handwagen. Ihre Bitt- und Sammellieder beginnen vor den Häusern: „Wi sammelt wat to't Osterfeier, Holt und Leertünn sünd to düer...“ Selten gehen sie unbeschenkt weiter, in der Woche vor Ostern häufen sich auf den noch kahlen Weiden, auf nicht bebauten Wurten und auf der Höhe der Deiche die Osterfeuertümpel. Am Ostersonntagabend — nicht früher! — flammen sie auf! Ein fröhliches Treiben von Jungen und Mädchen gehört dazu: Sprünge durch Rauch und Feuer, Anschwärzen der das Feuer betrachtenden Mädchen, wohl auch das Laufen mit brennenden Strohwiepen, die auf eine Bohnenstange gesteckt werden. So habe ich es oft in meiner Wurster Heimat als echtes Volksfest mitgemacht und als alten Brauch der ländlichen Jugend angesehen.

Man darf es als allgemein gültige Ansicht der Volkskundler betrachten, daß diese Sitte zum altüberlieferten Brauchtum Norddeutschlands gehört und mit der aus heidnisch-germanischer Zeit bekannten Frühlingsfeier zusammenhängt. Es ist also ein Feuerspiel, ein Gruß an die erwachende Natur. Nicht nur in den Marschen, sondern auch in den Geestgebieten unserer nordniederländischen Heimat waren Osterfeuer nach Müller-Bravels Angabe noch vor einigen Jahrzehnten üblich. Es wäre einer Umfrage wert, die heutige Verbreitung einmal festzustellen. Verlegt man die Sitte der Osterfeuer bis in die Zeit Karls des Großen, also bis ins 8. Jahrhundert und früher zurück, so wird man noch fragen dürfen, ob denn aus den dazwischenliegenden mittelalterlichen Jahrhunderten gar keine Nachrichten über diesen Brauch überliefert sind.

Bei der für volkstümliche Dinge so spröden Überlieferung von Chroniken und Urkunden des Mittelalters hat es einer langen Suche bedurft, bis ich wenigstens ein beweiskräftiges Zeugnis habe ermitteln können. Es ist die Gründungsurkunde einer Vikarie an der damals noch als Kapelle bestehenden, jetzigen Kirche zu Rehdingbruch in der Ostermarsch. Sie war vor der Reformation in kirchlicher Hinsicht der Pfarre in Belum bei Neuhaus an der Oste unterstellt. Der nachmalige Bremische Erzbischof Johannes Rode, zu dessen Amtsbezirk als Dompropst damals Belum gehörte, gab am 10. Dezember 1492 die durch die Stiftung von 14 Rehdingbrucher Hausleuten ermöglichte Begründung einer Vikarie am Altar St. Nikolai bekannt. Gleichzeitig ernannte er von Bremen aus einen Priester des Erzstiftes namens Heinrich Hesse zum dortigen Kapellan. Dieser Ernennung fügte nun der Vertreter des Erzbischofs die Pflichten des neuen Vikars hinzu, der bei Messen auch dem Belumer Pfarrer beihilflich sein sollte. Aber am Palmsonntag, heißt es in niederdeutscher Sprache weiter, gehöre es zu seiner Aufgabe, in Rehdingbruch die Palmzweige zu segnen, damit die Andacht der Gemeinde wachse und erhalten bleibe. Am heiligen Osterabend aber solle er „das Feuer im Rehdingbroke nach alter Feierlichkeit und nach Gewohnheit der Belumer Hauptkirche weihen und segnen, wie es von altersher gebräuchlich gewesen.“ (Siehe Bratje, Vermischte historische Sammlungen, Bd. 3, Stade 1845, S. 555 ff.)

Damit haben wir den Nachweis, wie dieser alte Brauch, ähnlich anderen aus heidnischer Zeit stammend, von der mittelalterlichen katholischen Kirche übernommen und gepflegt wurde! Das Osterfeuer am Osterabend, d. h. am Ostersonntagabend, mit Weihwasser zu besprengen und damit zu heiligen, gehörte zu den Amtshandlungen des Rehdingbrucher Vikars und wurde ausdrücklich als kirchliche Sitte betrachtet. Da die Weihe als auf altem Herkommen der Belumer Pfarre beruhend angeführt ist, wird man schließen dürfen, daß es bei allen Pfarrkirchen und auch an kleineren

Woher kommen unsere Straßennamen?

Frühling

Kam mir in der Elbestraße ein gutgekleidetes Ehepaar entgegen; auf meine Frage, ob es mir sagen könnte, wo die Blombergstraße sei, zeigte die Frau nach Osten, und als ich erwiderte, daß sei die Mozartstraße, antwortete sie: „Ach ja, das ist ja das Dichterviertel!“ Dichterviertel gibt's nun zweimal in unserer Stadt: in Geestemünde haben wir die Schiller-, Raabe-, Freiligrathstraße und andere; sogar Namen, die nur noch in der Literaturgeschichte leben, wie Wieland und Klopstock, haben erhalten müssen. Gegenwartsnah ist die Allmersstraße. In Lehe gibt es außer der Goethestraße eine Frenssen-, eine Storm-, eine Lessing-, Körner- und Uhlandstraße, auch eine Klaus-Groth-Straße. Außer Dichtern und Komponisten sind sehr häufig Namen von mehr oder weniger hervorragenden Persönlichkeiten aus der großen und Kommunalverwaltung und aus Wirtschaftskreisen herangezogen worden. An die hannöversche Zeit erinnern Georg- und Borriesstraße — die erste nach dem letzten König, die zweite nach seinem Minister benannt —; Buchholz, Schönlank und Schulz, hannöversche Beamte, und früher die Ribbentropstraße, die man in eine farblose Felsstraße verwandelt hat, in der irrigen Meinung, sie sei nach Hitlers Außenminister benannt, während ein hannöverscher Amtmann ihr den Namen gegeben hat. Zahlreich sind die Namen von Männern vertreten, die in den Gemeinden oder in der Wirtschaft der Unterweser eine Rolle gespielt haben. Da wäre zuerst van Ronzelen zu nennen, Planer und Erbauer des Alten Hafens und des Leuchtturms Hoherweg. Uns heutigen vertraut sind Rickmers und Kistner. Schon weniger bekannt sind Lenthe, der letzte Vorsteher von Geestendorf, und Bleßmann, der Bürgermeister von Geestemünde. Die Ludwigstraße heißt nach einem Bauunternehmer, die Bernhard-Krause-Straße nach dem Philantropen Bernhard Krause, der sich der entlassenen Strafgefangenen annahm; die Allersstraße verdankt ihren Namen dem Senator Allers, auf dessen Grundstücken die Siedlung Geestemünde-Süd steht. Die Verdienste Zimmermanns und von Glahns um den Seeckenbütteler Park sind durch Benennung von Straßen festgehalten, die Dominikstraße in Geestemünde ist nach dem Schmied benannt, der ein durchgehendes Gefspann aufhielt, dadurch großes Unheil verhütete, aber selbst sein Leben dabei hergab. An den Freiheitskämpfer Anton Biel erinnert die von der Wurster Straße abgehende Querstraße und die Marx-Dietrich-Straße an den Führer des Zeppelins-Luftschiffes.

Aus der neueren Zeit haben wir den Waldemar-Beck-Platz, nach dem Stadtdirektor von Bremerhaven benannt, eine Hinrich-Schmalfeldt- und eine Wilhelm-Brandes-Straße, erstere nach einem langjährigen Bremerhavener Stadtverordneten, letztere nach dem Geestemünder Bürger- vorsteher und Gewerkschaftsführer Brandes. Am Fischereihafen haben wir einen Friedrich-Albert-Platz und eine Herwigstraße. Bei der Höbelsstraße hat der Erbauer des Fischereihafens I Pate gestanden; es fehlen noch Landrat Dyck, Hafenmeister Duge und Baurat Arp, deren Namen wegen ihrer Verdienste um Bau und Entwicklung des Fischereihafens festgehalten werden sollten. Im übrigen haben Fische für die Straßen am Hafen erhalten müssen. Auf die Fischerei haben auch die Namen in Geestemünde-Süd Bezug; auf Anregung des Schreibers dieser Zeilen gibt es dort einen Isländer Platz, ein Staggerrak, einen Westmannsweg usw. Friedrich Busse, der erste Fischdampferreederei, ist nicht am Fischereihafen vertreten, sondern in der Stadt, wo der frühere Deich, an dem sein Haus stand, seinen Namen erhalten hat.

Erfreulich ist, daß viele Flurnamen berewigt worden sind: da ist die Poggenbruch- und die Nordernfeldstraße, die Thee- und die Paschstraße, Neubrückshelmler und viele andere. Schade, daß

Kapellenorten wie in Rehdingbruch zur kirchlichen Sitte gehörte.

Auch die hier genannte andere kirchliche Sitte der „Balmweih“ am Palmsonntag hat sich in katholischen Gegenden Süddeutschlands, z. B. bei den Schwarzwälder Bauern, bis zur Gegenwart erhalten. Man schneidet immergrünes Gebüsch vom Lebensbaum oder von der Stechpalme — Alex —, das am Palmsonntag in der Kirche von Geistlichen mit Weihwasser besprengt wird. Die Bauern stellen dieses auf ihren Höfen in die Wohn- und Stallgebäude, die dadurch vor Blitz- und Feuersgefahr geschützt sein sollen. — So hat also in jedem Fall kirchliche Sitte alte Bräuche, wie das Osterfeuer, über ein Jahrtausend lebendig erhalten. Der uralte Brauch verdiente es, auch in der Gegenwart gepflegt und begünstigt zu werden. Freilich müßte der ländlichen Jugend die Anwendung aller Vorsicht zur Vermeidung von Brandgefahr dabei ans Herz gelegt werden.

Erich von Lehe

man statt der Flurbezeichnung „Auf den Räm- pen“ die farblose Bezeichnung „Frühlingstraße“ gewählt hat. Die Herkunft der Namen Birten- weg und Lindenallee bedarf wohl keiner Erklärung. Die Ulmenstraße, an der freilich keine Ulme mehr steht, hätte man Ippernstraße nen- nen sollen. Woher die Namen Schiffdorfer Chaussee, Spadener Straße und ähnliche kom- men, ist klar, aber weniger einleuchtend ist, wes- halb man eine Dresdener, eine Verdener Straße geschaffen hat; sogar eine Londerner Straße gibt's! Hollinland und Freigebiet erinnern an frühere Zustände. Bemerkenswert ist auch, daß wir einige Doppelnamen, nämlich einmal hoch- deutsch und einmal plattdeutsch, haben: so in Geestemünde die Bucht- und in Bremerhaven die Bogenstraße, einen Ginsterweg und einen Bramstomp, eine Oststraße und eine Osterstraße — die letztere hat nichts mit dem Osterfest zu tun, sondern zeigt die Himmelsrichtung an wie in Ostertor, Osterems usw.

An die Rolle, die das weltumspannende Schiff- fahrtsunternehmen für die Unterweser spielt, oder, wie wir leider noch sagen müssen, ge- spielt hat, denken wir bei der Lloyd-, der H.-S.-Meier- und der Lohmannstraße.

Hoffen wir, daß die für Benennung neuer Straßen zuständigen Stellen eine glückliche Wahl treffen und Eintagsnamen wie Verbin- dungs- oder Querstraße vermieden werden. Oder ist nicht jede Straße eine Verbindung und läuft nicht jede quer zu einer anderen? Dr. Senft

Es war daheim auf unserm Meeresbeich;
Ich ließ den Blick am Horizonte gleiten,
Zu mir herüber scholl verheißungsreich
Mit vollem Klang das Oesterglockenläuten.

Wie brennend Silber funkelte das Meer,
Die Inseln schwammen auf dem hohen Spiegel,
Die Möven schossen blendend hin und her,
Eintauchend in die Flut der weißen Hügel.

Im tiefen Rooge bis zum Deichesrand
War sammetgrün die Wiese aufgegangen;
Der Frühling zog prophetisch über Land,
Die Lerchen jauchzten und die Knospen sprangen.

Entfesselt ist die urgewalt'ge Kraft,
Die Erde quillt, die jungen Säfte tropfen,
Und alles treibt, und alles webt und schafft,
Des Lebens vollste Pulse hör' ich klopfen.

Der Flut entsteigt der frische Meeresduft,
Vom Himmel strömt die goldne Sonnensülle;
Der Frühlingswind geht klingend durch die Luft
Und sprengt im Flug des Schlummers letzte Hülle.
Theodor Storm

Der Wallfahrtsort St. Jooft

Ein klares Bild eines vielbesuchten Wallfahrts- ortes verdanken wir den trefflichen Arbeiten der Morgensterner Doct und Klenz. St. Jooft bei Lamstedt ist als Wallfahrtsort aufs beste durch schriftliche Quellen, durch die Überlieferung, durch Erinnerungsstücke und vor allem durch Boden- funde bezeugt. Jooft oder Jost ist die niederdeut- sche Form für Jodocus. St. Jodocus, ein Hei- liger aus der Bretagne, wurde vor allem als Schutzpatron für ländliche Arbeiten, auch für Bäcker und andere Gewerbetreibende, angerufen und genoß in Frankreich und Deutschland große Verehrung. Unsere Kultstätte liegt am Rande der großen Geestinsel Lamstedt, des früheren Gauers Hogtrunga, im Hochmoor bei Stinstedt, einem Dorf, das seinerseits auch eine kleinere Geestinsel im Westen von Lamstedt bildet und viele vorgeschichtliche Grabdenkmale aufwies. Das große Moor erstreckte sich früher weit durch das Hadelner Sietland bis nach Wanna und Neuen- walde.

St. Jooft war in den letzten Jahren vor der Reformation ein glänzend ausgestattetes Heilig- tum in stillster Einsamkeit. Ich folge in meiner Beschreibung dem Bericht von Klenz, der auf Grund der Bodenfunde und der in den Älften be- zeugten Ausstattungsstücke ein klares, feines Bild gibt. Das Innere der Wallfahrtskapelle muß einen schönen Anblick gewährt haben. Wie aus

den zahlreichen Glascherben hervorgeht, hatten die Fenster buntes Glas, durch die das Sonnen- licht rot, gelb, blau, grün hereinflutete. Das Auge der frommen Besucher blieb, wenn es sich an das Dunkellicht gewöhnt hatte, gebannt an dem kost- baren Heiligenbild haften, das auf dem Altar stand. Die Figur zeigt St. Jooft in Lebensgröße. Vom Kopf bis an den halben Leib war sie ver- silbert; auf dem Haupte trug sie eine silberne Krone, die auswendig ganz vergolddet und mit zwölf kleinen hängenden Schmucksteinen versehen war. In der Krone befanden sich fünf edle Steine. Um den Leib trug das Bild einen schwarzen Samtmantel, an dem viele silberne Spangen und Ringe, die Geschenke der Pilger, befestigt waren, im ganzen 89 Stück. In der rechten Hand hatte der Heilige einen silbernen Stab und in der Lin- ken eine Nachbildung der Kapelle mit einem klei- nen Turm. Auf dem Altar lag eine große Samt- decke mit silbernen Borden und eine Decke mit dem Bilde des St. Jooft. Viele andere Kleinodien waren noch in der Kapelle zu sehen: ein großes silbernes Kreuz, auf dem stand: „Dutt Creuze lat machen Caspar Wiltshuse, mit sinen ndern (wohl andern) Gulpers, Anno Domini 1523“, noch ein großes silbernes Kreuz, ein Kelch mit der In- schrift: „Dessen kelt hett ghegheven Diderk Hoppe- stede un sin vrouwe jessite borgher to haborch (Harburg) in de ere jut jostes erer dech altid“.



Hofauffahrt im Sandstedter Moor

Gutschachteln mit „geschäftstüchtigen“ Sprüchen

Die hier und dort noch in Bauernhäusern und Heimatmuseen vorhandenen buntfarbigen Holzschachteln dienten zur Aufbewahrung der Hauben und Mützen der Frauen. Die Volkstrachten sind in unserem Gebiet in schnellem Absterben; nur ganz selten wird man noch in verkehrsabgewandten Dörfern eine alte Frau in ihrer alten Bekleidung sehen und schon bald wird man nur in den Museen von ihnen Kenntnis nehmen können. Leider hat das Morgenstern-Museum durch Feuersbrünste seinen Bestand völlig eingebüßt. Städte, Celle und andere von Kriegsschäden unberührt gebliebene Städte dagegen haben sich ihren Besitz retten können. Das Alte Land besitzt in der Sammlung von Frau Ose-Gösch in Twielenfleth ein Trachtenmuseum, das fast restlos alle typischen Gewandstücke der Frauen jeden Alters und jeder Gruppe der drei Meilen der Landschaft umfaßt. Mit größter Umsicht und mit ausgezeichnetem Sachkenntnis ist hier im Kleinen ein Museum geschaffen worden, das besonders in späteren Zeiten seinen vollen Wert erhalten wird. Da sieht man kirchrote Röcke, Nieder aus geblühten Stoffen, seidene Schultertücher und vor allem auch Tauffleider sowie Hauben und Mützen mit buntgezeichneten Bändern und Schleifen.

Neben einzelnen Stücken an Hauben war es möglich, für das Morgenstern-Museum noch einige Haubenschachteln zu erwerben. Derartige Holzschachteln hatten im allgemeinen eine Länge von 25 cm und eine Höhe von 25 cm. Ihre Heimat sind waldbreiche Gebiete, vor allem Thüringen. Sie haben eine ovale Form und hatten ihren Platz auf den Kommoden der Schlafkammern, wo sie stets griffbereit und auch zur Zierde standen. Da sie von auswärts eingeführt wurden, nehmen wieder die Bilder noch die aufgetragenen Reime Bezug auf einzelne Landschaften. Blattdeutsche Verse wird man nur in Ausnahmefällen antreffen und zwar nur dann, wenn ein geschäftstüchtiger Hersteller oder Händler sich irgendwo eine Stammtischgesellschaft gesichert hatte oder auf Bestellung arbeitete. Trotz dieser Gleichförmigkeit verdienen solche Haubenschachteln — auch „Eichen“ genannt — in volkstümlicher Hinsicht doch unsere Beachtung. Einmal wegen der Bilder auf den

Deckeln und dann auch wegen der Aufschriften, die oftmals einen goldenen Humor ausstrahlen.

Die Grundbemalung der Schachteln war braun, rot oder grünlich-blau. Da sie dem 18. und 19. Jahrhundert entstammen, tragen die Figuren die Kleidung ihrer Zeit, d. h. also vom Rokoko zum Empire. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nahmen die Figuren den ganzen Raum des Deckels ein, erst später traten an ihre Stelle landschaftliche Darstellungen oder einfache Blumenmuster. Die Bilder sind schlicht und einfach, ja manchmal auch unbeholfen, aber stets in frischen ansprechenden Farben. Wie die Fensterbierscheiben, so wurden auch die Eichen zur Hochzeit geschenkt und deswegen stehen auch die Reime meist alle in Beziehung zur Ehe oder zum Liebesleben. Im 19. Jahrhundert verflachte die Bebilderung insofern, als man nun die Deckel nicht mehr bemalte, sondern an die Stelle der aufgetragenen Figuren kolorierte Lithographien klebte. Auch unterblieb mit der Zeit die Ausschmückung der Seitenwände mit Blumengewinden.

Als Beispiele für die Beschriftung mögen nachstehend einige Sprüche aus den Museen von Kiel, Hannover, Köln und auch aus einigen Funden in Bauernhäusern folgen:

Meine Frau, die heißt Elisabeth,
ich wollt, daß sie ein andrer hätt.

Das Weib, der Esel und die Muß,
das sind drei Dinge, die man knacken muß.

Hans, wie du willst, so mag nur halb,
ich bin schon dreißig Jahre alt.

An Mädchens Hand verschleicht
die Zeit recht froh und leicht.

Jungfer, Lieb und Rosenblätter
vergehen wie Aprilwetter.

Wie bei den Fensterbierscheiben wurden auch hier nur selten Zeitgehehnisse berücksichtigt. Den-

noch gibt es auch dafür ein paar Beispiele. Eine in Hannover befindliche Schachtel aus der napoleonischen Zeit trägt die Aufschrift:

Den Bürger hat der Spieß getroffen.
Nun können wir den Frieden hoffen.

Und für den Humor auf Fensterbierscheiben mögen folgende Beispiele gelten:

Trink ich Wein, so werd ich lustig,
trink ich Wasser, so werd ich durstig,
trink ich Bier, so werd ich br
Ich weiß nicht, was ich trinken soll. (Melsdorf)

Wenn der Junge wüßte,
wie den Alten der Drunk lüfte,
so würde er in seinen jungen Jahren
manchen Dahler und Seller sparen.

Klein ist mein gut,
frisch ist mein muß,
gesund ist mein Leib,
Gott bewahre mich
vor ein böses Weib.

J. J. Cordes

Mitteilungen und Hinweise

1. Die F-Fahrt war für den 17. April angekündigt. Sie mußte aber (wegen Überlastung bzw. Erkrankung der Vortragenden) auf einen späteren Zeitpunkt verschoben werden.

2. Die Hauptversammlung des Heimatbundes der Männer vom Morgenstern findet am Sonntag, dem 8. Mai, 15 Uhr, (nicht Sonnabend, 7. Mai) in Cuxhaven (Dölles Hotel) statt. Tagesordnung: 1. Jahresbericht des 1. Vorsitzenden. 2. Rassenbericht und Entlastung des Schatzmeisters. — Bestellung neuer Rassenprüfer. 3. Berichte der Ortsgruppen. 4. Satzungsänderungen. 5. Vortrag von Dr. Berthner, Bremerhaven: „Münzfunde zwischen Elbe- und Wesermündung“. 6. Verschiedenes. Zur Hauptversammlung fährt von Bremerhaven ein Autobus ab Straßenbahnhof Lehe, 14 Uhr, Fahrpreis 4 DM, Anmeldungen bis zum 1. Mai an unseren Fahrtenleiter Fr. Nibel, Weidestraße 2, Fernruf 28 83.

3. Die zur Hollandfahrt angemeldeten Teilnehmer erhalten eine schriftliche Einladung zu einem (Anfang Mai) stattfindenden Einführungsvortrag; die Teilnehmer werden gebeten, sich rechtzeitig einen Reisepaß zu beschaffen.

Der Achte Lehrgang für Heimatforschung und Heimatpflege, veranstaltet vom Niedersächsischen Heimatbund, soll im Mai 1955 in Holzminden abgehalten werden. Wie früher schon mehrfach im Marschenhof zu Bremen, werden auch diesmal besonders Jugendliche zur Teilnahme gebeten, die bereit sind, an einem solchen Kursus teilzunehmen. Die Dauer ist auf eine Woche festgelegt. Mit Ausnahme der — verbilligten — Fahrtkosten ist der Aufenthalt in der dortigen Jugendherberge völlig frei. Die angeschlossenen Vereine, die Führer der Landvolkjugend, die Direktoren der gewerblichen Schulen und die Handwerksmeister werden gebeten, rechtzeitig ihre Vorschläge an die Geschäftsstelle des Niedersächsischen Heimatbundes in Hannover, Nachener Straße 22, zu senden. Dringend erwünscht ist es, daß Teilnehmer möglichst aus allen Kreisen zusammengeführt werden: junge Lehrer, Studenten, Forstbeamte, Polizeibeamte, Landvolkjugend und Handwerker. Sollten sich irgendwo Urlaubsschwierigkeiten ergeben, so wird um Mitteilung gebeten, damit sich der Niedersächsischen Heimatbund helfend einschalten kann.

J. J. C.

Auf die Frage nach den Sibirischen Tannenhähern sind uns zahlreiche und ausführliche Nachrichten zugegangen, die als Stoff für die wissenschaftliche Bearbeitung des winterlichen Einflusses dieser „Nordländer“ sämtlich von Bedeutung sind. Da noch einige Rückfragen notwendig wurden, werden wir erst in einer der nächsten Nummern zusammenfassend über die Ergebnisse der Umfragen berichten. Weitere Meldungen über Verbleib oder Verschwinden der Tannenhäher sind weiterhin erwünscht. Wir danken auch an dieser Stelle allen Einsendern von Mitteilungen herzlich.

Der vielgeplagte Schatzmeister bittet herzlich um die Überweisung noch ausstehender Mitgliedsbeiträge. Postcheckkonten: Männer vom Morgenstern Hamburg 758 60, Bauernhausverein Spedenbüttel Hamburg 388 00.

B.

Das „Niederdeutsche Heimatblatt“ erscheint monatlich als Beilage der Nordsee-Zeitung/Nordwestdeutschen Zeitung. Es kann gesondert bezogen werden zum Preis von vierteljährlich 0,60 DM einschließlich Postkosten. Druck und Verlag Nordwestdeutscher Verlag Ditzgen & Co., Bremerhaven, Hafenstraße 140. Für den Inhalt verantwortlich: Dr. Dr. Panzer, Bremerhaven-Lehe, Spadener Straße 127

ein goldener Ring, den der Erzbischof Christoph von Bremen schenkte, und sonstige Kostbarkeiten und heilbringende Erinnerungsstücke.

Von allen diesen Ausstattungsstücken ist allein der Kelch des Darburger Hoppenstede, der nach der Samtbedter Kirche kam, noch vorhanden; alles andere hat wohl der letzte katholische Priester mitgenommen. Die Kapelle selbst hat der Erzbischof Christoph, als sie verfallen wollte, abbrechen lassen, vor 1558, das ist sein Todesjahr. Neben der Kapelle waren auf dem Grundstück noch vier bis fünf Häuser, die Priesterwohnung und zwei Gaststätten und Siedenhäuser. Zuletzt waren das alles städtisch eingerichtete Gebäude, das erweisen die vielen Funde bei der Ausgrabung: Ziegelsteine von Klosterformat, Dachziegel, Kacheln, mit denen die Zimmer wohl im Inneren ausgelegt waren. Das Holzwerk war dauerhaft, es wurde nach dem Abbruch des letzten Hauses im 19. Jahrhundert noch beim Neubau der Schule in Odisheim verwendet. Jetzt sind, wenigstens an der Oberfläche, auch die letzten Reste verschwunden. Das Ganze war mit einem Baune eingefriedigt; abseits lag ein Friedhof.

St. Jooft war also am Ende des 15. Jahrhunderts ein Wallfahrtsort, der in seiner glänzenden Inneneinrichtung und Ausstattung mit seinen Pilger- und Gasthäusern reiches städtisches Gepräge trug. Dieser ganze Aufwand stammte natürlich nicht von den Frommen der näheren Umgebung; die Geest Lamstedt hatte eine ziemlich armliche Bevölkerung und auch das Hadelner Sietland war nicht wohlhabend zu nennen. Pilger aus weiter Ferne, besonders aus Städten, brachten reiche Gaben, der Zustrom aus Lübeck wird für ein ganzes Jahrhundert bezeugt, aus Harburg ist in der Kapelle eine Weihgabe, ebenso von dem Bremer Erzbischof Christoph, der ja im Anfang des 16. Jahrhunderts regierte, im Bremer Museum findet sich ein Pilgerabzeichen von St. Jost, das wahrscheinlich aus unserem St. Jooft herrührt. Die letzten Baulichkeiten des Wallfahrtsortes stammen in ihrer städtischen Art wahrscheinlich aus dem Ende des 15. und dem Anfang des 16. Jahrhunderts, da der Strom der Pilger und der Gaben am reichlichsten floß; zum Bau in St. Jooft wurde in Lübeck mehrfach geordert.

Es versteht sich von selbst, daß in der ersten Zeit, in der der Ort als Ziel der Wallfahrten in Aufnahme kam, die Kapelle ein einfaches Gepräge trug. Da werden wir die Frage auf, wann denn wohl dorthin das Heiligtum von St. Jooft gebracht wurde und das Pilgern dorthin angehoben hat. Die Legende weiß von einem reichen Kaufmann, der in der Moorkolonie verirrte war und

in der Angst ein Gelübde tat, daß er, wenn er gerettet würde, hier eine Kapelle stiften würde. Das kann stimmen. Manche vermuten, daß St. Jooft die älteste Kultstätte hier im Hadelner Sietland gewesen sei und aus dem frühen Mittelalter stamme. Wir dürfen uns die Landschaft im Sietland vor der großen Eindeichung nicht allzu unwirklich vorstellen. Zientworth ist wohl eins der ältesten Kirchspiele im Lande Hadeln; es taucht wenigstens urkundlich am frühesten auf; Silberleba, jetzt ein ganz abgelegener Landstrich, war früher eine selbständige Kirchengemeinde, später wurde sie an das auf der hohen Geest gelegene Kirchdorf Wonna angegliedert; ebenso ging der im Lüdingworth Moor gelegene Kapellenort Lüderscoop gegenüber dem aufsteigenden Pfarrort Lüdingworth zurück; so mag auch die spätmittelalterliche und jetzige Wildnis bei St. Jooft früher belebter gewesen sein. Wir erinnern auch daran, daß der Erzbischof Unwan, der 1013 bis 1029 regierte, viel gegen das Untwesen heidnischer Bräute getan und an Orten, wo in den Wäldern die Moorleute ihren Götzendienst trieben, christliche Gotteshäuser angelegt hat. Vielleicht hat er auch bei der Gründung von St. Jooft die Hand im Spiel gehabt; die Mittel zu beschaffen, den neuen heiligen Ort mit Reliquien und anderen Heilgegenständen auszustatten, war er gewiß in der Lage, hatte doch sein Vorgänger Adalbag solche in reicher Fülle aus Rom mit nach Bremen gebracht.

Jedenfalls herrschte in St. Jooft, das heute in verlorener Einsamkeit kaum zu finden ist, im späten Mittelalter ein bewegtes Leben, bei dem es zu Zeiten ebenso bunt und lustig zugehen mochte, wie auf dem Hamburger Dom. Zu dieser Vermutung führt uns folgende Tatsache: Als die Wallfahrtskapelle in St. Jooft abgebrochen war, wurde aus einem Teil des Mauerwerks und der Balkenlage im benachbarten Stinstedt eine neue Kapelle gebaut, an der der Lamstedter Pfarrer zu Johanni jeden Jahres einen Gottesdienst hielt. Dieser aber wurde schließlich 1800 eingestellt, weil die Leute nach dem Gottesdienst den Rest des Tages „in Sauf und Braus“ zubrachten. So wurde lange Jahre hindurch die Überlieferung, die auf das Leben und Treiben der alten Wallfahrten zurückgeht, in dem weltentlegenen Winkel von Stinstedt bewahrt.

Pastor i. R. S. Rütther (+)

1) B. Klend, Nachrichten über den Wallfahrtsort St. Jooft im Lande Hadeln. Zb. d. M. v. M. 26 S. 34—70. Aus dem Nachlaß von Pastor i. R. S. Rütther, herausgegeben von Dr. W. Lenz.